

Der Anzeiger.

Grand Island, Nebraska.

Ueber die Verwundungen durch die neueren Geschosse.

Der berühmte Prof. Dr. Billroth in Wien sprach sich kürzlich hierüber in einer Vorlesung aus und legte den Zuhörern eine große Sammlung von Knochen vor, welche aus dem deutsch-französischen und preussisch-österreichischen Kriege herrührende Verletzungen zeigten. „Die damals gebrauchten Gewehre waren“ — so führte Billroth aus — „nach Schöffelburg'schem System einseitig und andererseits nach dem System Linder verfertigt. Und obwohl die Perkussionskraft dieser Waffen kaum die Hälfte jener der Repetiergewehre betrug, erhielt man doch die fürchterlichsten Verletzungen, welche sie anrichteten. Die Perkussionskraft der Mannlicher-Gewehre ist jedoch eine so starke, daß auf eine Entfernung von 500 bis 600 Schritt eine ziegelstarke Mauer durchschossen werden kann, es daher sojagungen unmöglich ist, durch Verhauungen und Auffuchen sonstiger gedeckter Plätze einen Schutz gegen das mörderische Feuer zu finden. Das Aufmarschieren in geschlossenen aufeinanderfolgenden Reihen bleibt fort, denn das Geschöß dringt durch drei und vier hintereinanderstehende Männer. Das rauchlose Pulver umhüllt das Heer nicht mit einer Rauchwolke, ermöglicht daher, daß der Zielpunkt um so leichter beschossen werden kann. Wehe dem Heere, welches vor dem Feind über eine Straße marschieren muß, doppelt wehe, wenn es dem Feind in seiner gedeckten Lage angeht. Gottlob, daß ich nicht in der Lage bin, Ihnen Verletzungen von neuen Gewehren zeigen zu können, und hegen Sie auch nicht den Wunsch danach. Sie bekamen durchschossene Knochen zu sehen, denn das gewaltig fliegende Projektil zertrümmert nicht, sondern bohrt durch. Ein moderner Krieg könnte demnach auch nur sehr kurze Zeit dauern. Und könnten in einem solchen Falle unsere Lazarethe den Anforderungen entsprechen? Um vollkommen den gestellten Anforderungen Genüge zu leisten, müßte die Mannschaft der Sanität, glaube ich, nahezu so stark sein, wie die des streitenden Heeres; um aber den Anforderungen leiblich entsprechen zu können, müßte noch so manches geschehen. Leider wird zur Verbesserung der Wundwaffen so viel ausgegeben, war zur Hebung der Sanität, welche doch mit demselben Schritt halten muß, wird so wenig gethan.“

Kein Wollenbruch.

Im gewöhnlichen Leben, schreibt der „C. Vikar“, spricht man oft von einem Wollenbruch, wenn es sich bloß um einen starken Regen handelt. Was das Volk sich unter einem Wollenbruch vorstellt, kann sehr gut aus einer Mittelbeilung ersicht werden, die ein Mann aus Meadville, Pennsylvania, machte, der einen großen Sturm beschreiben wollte, welcher die nordwestliche Ecke von Pennsylvania verwehte. Er behauptete, daß eine Wolke gegen die Gebirge geblasen worden und dann geplagt sei, wodurch die ganze Gegend überschwemmt wurde. Solche Wollenbrüche existieren aber bloß in der Einbildung. Ein wirklicher Wollenbruch mag die Auflösung einer Wasserhose sein, die über Land getrieben worden ist, aber in den meisten Fällen wird irgend ein ungewöhnlich starker Regenschauer, bei dem es scheint, als habe sich das Firmament gelöst, ein Wollenbruch genannt.

Derartige Wollenbrüche kommen in den Ber. Staaten oft vor. Es fällt ein schrecklicher Regen und derselbe füllt in wenigen Minuten das sonst trockene Bett eines Stromes mit vier bis fünf Fuß tiefem Wasser, das mit rasender Geschwindigkeit dahinbraust. In einem Canyon bei Fort Sully in Süd-Dakota von 200 Fuß Breite, der fast trocken war, stieg 1876, bei Gelegenheit eines heftigen Regens in den Gebirgen, das Wasser plötzlich drei Fuß hoch. In demselben Jahre ertranken im Beaver Creek, Süddakota, elf Personen durch einen heftigen Regen. Ein solcher Regen verwüthete die Stadt Jefferson in Montana, indem das Wasser eine Höhe von acht Fuß erreichte.

Ein eigentlicher Wollenbruch verrichtet das Werk seiner Zerstörung manchmal in wenigen Minuten, manchmal in einer Stunde. Starke Regengüsse sind aber oft eben so unheilvoll wie eigentliche Wollenbrüche.

Erwerbsverhältnisse in Deutschland.

Aus 906 deutschen Städten und 924 Vereinen sind für die letzten erschienenen Arbeitsstatistik der deutschen Gewerksvereine für das Jahr 1891 Antworten auf die seitens der Anwaltschaft der Gewerksvereine ergangenen Anfragen eingegangen. Es schreibt ein Berliner Maschinenbauer: „Eine Familie von fünf Köpfen braucht die Woche Kostgeld 15 Mark, Miethe 5,50 Mark, Raffenbeiträge 1,68 Mark, Steuer 0,46 Mark, Heizung und sonstige Veföhre 0,35 Mark, Kleidung und Unkosten 4 Mark, zusammen 26,99 Mark, für das Jahr 1403,48 Mark.“ Die Einnahmen betragen bei andauernder Arbeit 1040 Mark. Ein Berliner Bauhandwerker schreibt: „Ein Maurer oder Zimmermann verdient abzüglich der Regen- und Frosttage im Jahre 1050 Mark. Eine Familie von 7 Köpfen verbraucht jähr-

lich: Lebensunterhalt 832 Mark, Miethe 270 Mark, Steuern und Beiträge 49 Mark, Kleidung u. 100 Mark. Der Ausschlag muß durch Verdienste der Frau, Nähen oder Aufwartedienste gedeckt werden.“ Die beiden Genannten bleiben, und das ist gewiß, höchst charakteristisch, in ihren Ausgaben trotz der Großstadt hinter einem Erlanger Maurer zurück. Derselbe schreibt: „Ueber Lohn- und Verbrauchsverhältnisse führe ich genau Buch. Meine Familie besteht außer mir und meiner Frau aus 5 Kindern im Alter von 3, 5, 7, 15 und 18 Jahren. Verdient habe ich 1891 als Vorarbeiter in einem Steinbruch 965 Mark. (Andere Arbeiter verdienen 750 bis 780 Mark.)“ Verbrauch habe ich im selbigen Jahre für sämtliche Lebensmittel 989 Mark, und da leben wir noch genau. Für Kleidung und Wäsche brauchten wir 236, für Schuhwaren 122, für Bier 116, für Brennmaterial 49, für Miethe 120 Mark, das sind zusammen 1632 Mark. Um den Ausschlag von 667 Mark zu decken, müssen meine Frau und Kinder noch jährlich so viel dazu verdienen. Aus Essen berichtet ein Maschinenbauer: „Eine Familie mit 4 Köpfen verdient jährlich 1123 Mark und zahlt für Miethe 165 Mark, Lebensmittel 790—800 Mark, Kleidungsstücke und Haushaltungsgegenstände 200 Mark, Steuern 27 Mark, Versicherungsbeiträge 78,42 Mark. Ergiebt ein Defizit von 127,42 Mark bei der Beschränkung aller nicht absolut notwendigen Ausgaben.“ Ein Kommentar bedürft diese Beispiele nicht. „Der Rothstand“, den Herr von Caprioli im vergangenen Jahre nicht finden konnte, ist hier ziffernmäßig nachgewiesen.

Nordpol-Erforschung per Dampfswagen.

Bisher haben kühne Forscher vielfach, allerdings vergebens, versucht, den Nordpol auf Schiffen, Booten, Schlitten oder Schneeschuhen zu erreichen; jetzt aber ist allen Entzern das Projekt aufgegeben, mittelst Dampfswagen zu dem erstrebenswerthen Ziele zu gelangen. Ein Professor der Mathematik an einem athenischen Gymnasium, Herr Damaschin, will die Eisfelder mit einer von ihm erfundenen Lokomotive durchschneiden und das freie Nordmeer zu erreichen suchen. Die von Damaschin erfundene Lokomotive unterscheidet sich merklich von allen anderen im Gebrauch befindlichen Dampfswagen. Die Maschine hat eine Art metallischer, gereifter Radschiben, die mit Leichtigkeit sich in das spiegelglatte Terrain hineinrollen.

An dieser Radschibe sind die Maschinen befestigt, die sich durch einen eigenartigen Mechanismus von selbst in die Eisflächen einschlagen, so daß sich die Lokomotive auf ihnen fortbewegen kann. Die Maschine wird durch Dampf getrieben, der nach dem bekannten amerikanischen System zugleich Wärme verbrennt, so daß die Reisenden sich in der kalten Zone behaglich fühlen können. Die Lokomotive soll nur einen Wagen mit sich führen, in welchem Lebensmittel und physikalische Instrumente aufbewahrt werden. Professor Damaschin glaubt, daß er von Spitzbergen aus, das etwa 621 englische Meilen vom Nordpol entfernt gelegen ist, mit seiner Maschine das Ziel der Reise in zwanzig Stunden werde erreichen können; die Maschine soll in der Stunde 31 Meilen zurücklegen.

In Carbondonia, einem Weiler in der Umgegend von Brasil in Indiana ereignete sich dieser Tage eine fürchterliche Dynamit-Explosion, welcher beinahe drei Menschen zum Opfer gefallen wären. Eine Frau Jane Burich war allmählich zu der Ansicht gelangt, daß ihr Mann das Haus der Familie nicht häufiger besuche, als es ihr recht erschien und in ihrer eifersüchtigen Verblendung beschloß sie, das Haus zu einer Zeit, wo sie ihren Mann darin vermutete, in die Luft zu sprengen. Als sie ihren Entschluß mittelst einer großen Dynamitpatrone in's Werk zu setzen begann, verfehlte sie aber das Haus und schloß die Patrone unter die Schwelle des Handcock'schen Hauses und ließ sie dort explodieren. Das Haus wurde gänzlich zerstört, die drei Insassen desselben aber, Frau Handcock und ihre beiden Kinder, kamen mit dem bloßen Schrecken davon.

Die Arapahoes und die Shoshones, zwei Indianer-Stämme, von denen ein jeder von beiden etwa eintausend Köpfe zählt, leben auf der Wind River-Reservation im Staate Wyoming, haben sich aber niemals mit einander befreundet, vielmehr ziehen es die Arapahoes vor, dreißig Meilen von der Agentur entfernt zu wohnen, als mit den Shoshones in Berührung zu kommen. Jetzt wird ihnen in ihrem Theile der Reservation eine Unteragentur eingerichtet, so daß sie von deren Eröffnung an nicht mehr nötig haben werden, die Agentur im Shoshone-Gebiet zu besuchen. „Mutter Catherine“ das zur katholischen Kirche übergetretene ehemalige Frau.lein Dregel aus Philadelphia, nimmt sich der Arapahoes sehr an. Sie hat zur Erziehung der indianischen Mädchen bereits ein Kloster gegründet und wird im Sommer noch eine Knabenstube bauen. Die Shoshones gehören der bischöflichen oder der Mormonenkirche an, welche Beide für ihre Erziehung sorgen.

In Rich Hill, Mo., brannten fünf Geschäftshäuser ab. Der Schaden beträgt 440.000.

Ueber den Umgang mit Offizieren.

(Berliner Stadterbath.)

An verschiedenen Orten ist es in der letzten Zeit zu bedauerlichen Zusammenstößen zwischen Zivilisten und Offizieren gekommen. Da nicht anzunehmen ist, daß die Schuld an Seiten der wohlgezogenen, an strenge Mannszucht und Selbstbeherrschung gewöhnten Militärs liegt, so ist es klar, daß der sog. ruhige Bürger noch immer nicht den nötigen Respekt vor der Uniform hat. Um weiteren Konflikten vorzubeugen, empfehlen wir dem geehrten Zivilstande die strenge Beobachtung der nachfolgenden Regeln:

1. Der Zivilist hat jeden Offizier, der ihm begegnet, durch tiefes Hinhaltgehen zu grüßen. Bei der großen Menge von Zivilisten kann der Offizier natürlich die Grüsse nicht erwidern. Er ignoriert sie daher.

2. Erscheinen Offiziere in einer Wirthschaft, so haben die etwa anwesenden Zivilisten ihnen jegliche die besten Plätze einzuräumen. Sind zu wenig Kellner da, so wird es gern gesehen werden, wenn die Bürger sich freiwillig bei der Bedienung der Herren Offiziere betheiligen.

3. Wünscht ein Offizier sich zu überzeugen, ob ein Zivilist sich von seiner Dienzeit her noch die nötige Gewandtheit und Seligkeit bewahrt hat, und läßt er ihn zu diesem Zweck über die Säbelschide springen oder unter Tischen und Stühlen durchzuziehen, so hat der Zivilist diesen Beweis von wohlwollendem Interesse mit Dank anzunehmen. Werden ihm, was ja nur selten vorkommt, dabei Geldstücke hingestreut, so darf er sie sammeln und sich Bier dafür kaufen.

4. Wird ein Zivilist ausnahmsweise zum Verkehre mit dem doppelten Tuche zugelassen, so hat er sich bei beiden zu verhalten. Neuherr einer der Herren Offiziere irgend eine Ansicht, so hat der Zivilist beizustimmen. Neuherrn zwei der Herren entgegengelegte Ansichten, so stimmt der Zivilist beiden zu.

5. Offiziere a. D. werden eruchtet, stets in Uniform zu gehen. Thun sie das nicht, so können sie sich nicht beklagen, wenn sie von den Herren Offizieren für Zivilisten gehalten und danach behandelt werden.

*) Ausnahmsweise ist dies kürzlich in einem Wirthshause in Mainz vorgekommen, wo der preu. i. e. Infanterie-Leutnant Lucius von Ballhausen, um mit dem Gelde seines reichen und geizigen Vaters, des früheren preussischen Ministers für Landwirthschaft, die zu ihm, einige Geldstücke herumzutreiben und den anwesenden Zivilisten befehl, sie aufzuheben.

Der deutsche Handel im Jahre 1891.

(Berliner Tageblatt.)

Die in dem soeben erschienenen „Vierteljahrsbericht zur Statistik des Deutschen Reichs“ veröffentlichten Zahlen über die deutsche Ein- und Ausfuhr im Jahre 1891 geben ein höchst ungünstiges Bild von unserem auswärtigen Handel im verfloßenen Jahre. Die amtlichen Tabellen unterscheiden bei der Handelsstatistik zwischen dem Gesamt-Eigenhandel und dem Spezialhandel. Ersterer umfaßt die gesammte Einfuhr einschließlich der im Veredelungsverkehr und auf Niederlagen und Konten, sowie die gesammte Ausfuhr aus dem freien Verkehre und auf Konten. Der Spezialhandel umfaßt dagegen nur die Einfuhr in den freien Verkehre, welche unmittelbar oder mit Begleitpapieren oder von Niederlagen und Konten stattfindet und die Ausfuhr aus dem freien Verkehre für die Darstellung der Handelsverhältnisse Deutschlands sind jedenfalls Zahlen des Spezialhandels wichtiger als die der gesammten Ein- und Ausfuhr über die Zollgrenze, weshalb wir auch nachstehend uns nur mit dem Spezialhandel beschäftigen. Es sind nun im vorigen Jahre in den freien Verkehre eingeführt 290,127,188 Doppelzentner Waaren im Werthe von 4,403,404,000 M., aus dem freien Verkehre ausgeführt 3,349,755,000 M. Der Werth der Einfuhr überstieg hiernach den der Ausfuhr um 1068 1/2 Millionen Mark. 1890 betrug der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr 863 Millionen Mark; 1889 833 Mill., 1888 83 Mill.; 1887 wurden noch für 1 1/2 Mill. Mark Waaren mehr ausgeführt als eingeführt. In den Vorjahren bis 1881 zurück war die Einfuhr bald höher bald niedriger als die Ausfuhr gewesen, die Differenz hatte aber niemals 80 Mill. Mark überstiegen. Wenn jetzt in den letzten beiden Jahren die Einfuhr ihrem Werthe nach um fast 2000 Millionen Mark höher war als die Ausfuhr, so zeigt sich, daß die Handelsbilanz in Deutschland eine bedeutliche Gestaltung annimmt. Der vollstän dige Stand dieses Bilds noch dadurch, daß im im ersten Vierteljahre des laufenden Jahres nach den in Folge neuer Anordnungen des kaiserlichen Statistischen Amtes bereits Anfang Mai d. J. bekannt gegebenen Zahlen für 301 1/2 Mill. Mark Waaren mehr eingeführt als ausgeführt sind, so daß wir beim Andauern gleicher Verhältnisse für 1892 eine Mehreinfuhr im Werthe 1200 Mill. Mark zu erwarten hätten. Ein klares Bild über die Gestaltung des Handels wird sich allerdings erst gewinnen lassen, wenn man Rohstoffe und Fabrikate von einander sondert, was leider in den Tabellen des Statistischen Amtes nicht geschehen ist. Bemerkenswert ist noch, daß allein an Getreide und anderen Erzeugnissen des Landbaues für

602 Mill. Mark eingeführt und für 57 Mill. Mark ausgeführt sind. Die Roggeinfuhr bewerkstelligte sich auf 137, die Weizeninfuhr auf 163 Millionen Mark.

Ueber die Berliner Welt-Ausstellung.

Nach und nach kommt man in Berlin zur Einsicht, daß die daselbst projektierte Welt-Ausstellung nicht überreilt werden darf, damit nicht ein Fiasko daraus wird, so bald nach der zu Chicago, namentlich in finanzieller Hinsicht. Man hört jetzt schon den Vorschlag, nicht vor 1893 an ein solch riesiges Unternehmen zu gehen.

Die Sache ist aber auch keine bloße Berliner, sondern eine deutsche, und die gesammte deutsche Presse befreit nun das Projekt von Geschäfts-Standpunkten, die weniger einseitig sind wie die, von welchen man in der deutschen Reichshauptstadt ausgeht.

Es heißt, daß man in Regierungs-Kreisen das Fortbleiben Frankreichs und Rußlands voraussetze, da sich die politische Lage Europas schwerlich so bald ändern werde. Auch könne ein Krieg den ganzen Plan vernichten.

Ferner glaube man auch, daß sächsische und überseeische Völker sich nicht in ähnlichem Maße wie in Paris betheiligen würden. Eine Vergrößerung der Ausstellung auf die Dreihand-Staaten würde natürlich eine Betheiligung der anderen Staaten nicht ausschließen.

In der Provinzial-Presse werden gegen das Projekt vielfach sehr nachdrückliche Bedenken erhoben.

Die „Schlei. Zig.“ betont, daß die Inszenierung einer Weltausstellung für jetzt sowohl im Interesse des Reichs als der Stadt Berlin verfehlt sein würde. Bei der mangelnden Zustimmung aus dem Lande müsse befürchtet werden, daß eine Berliner Ausstellung wenig würdig einer großen Nation ausfalle und die deutsche Industrie schädige, anstatt sie zu fördern. Die üblen Wirkungen auf die sozialen Verhältnisse Berlins wären auf alle Fälle unausbleiblich. Aus diesen Gründen dürfte ein Unternehmen für jetzt nicht zu Stande kommen, das, wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, die ohnehin schwierige Finanzlage verschlimmern und dem Reiche eine wirtschaftliche Niederlage bereiten müßte.

Die „Frankf. Zig.“ findet die in dem Schreiben des Reichskanzlers ausgesprochenen sachlichen Gründe für das Jögern der Reichs-Regierung der Beachtung werth. In der That gebe der heutige Stand der Propaganda durchaus noch nicht die Gewähr, daß die gesammte deutsche Industrie für Berlin gewonnen sei. Die Propaganda sei bis auf den heutigen Tag eine durchaus berlinerische, von Berlinern für Berlin, geblieben. Auch das Argument, daß man in Chicago für Berlin lernen müsse, sei nicht so unvernünftig, wie manche ungeduldrige Leute in Berlin meinen, und wenn weiter Graf Caprioli in seinem Schreiben auf die ungenügende finanzielle Sicherung des Unternehmens hindeute, so könnte das ganz gut eine Inspiration des Finanzministers Dr. Miquel sein.

Ein Dreieck von Thieren.

Die „Frankfurter Zeitung“ erhält aus Eplingen folgende Mittheilung: Mein zweijähriger Ferkel (mit einem kollektivem in Frankfurt ausgezeichnet) ist der Held der Geschichte. Vor 14 Tagen fauchte ich eine junge Krähne einem Jungen, der sie gefangen, um ein paar Nidel ab und brachte sie, weil sie noch nicht flügge war, nach Hause. Meine Frau war wegen des äußerst scharfen Bundes sehr besorgt für den neuen Ankömmling. Da jedoch Biterolf (so heißt der Ferkel), obwohl ein passionierter Jagenzüger, mit einer jungen Hauskatze im besten Einvernehmen lebt, theilte ich diese Sorge nicht, sondern versuchte die beiden Thiere an einander zu gewöhnen. Und siehe, kaum hatte ich sie scherzweise bezaunt gemacht, da legte der Ferkel in drohlicher Weise das Gefieder des neuen Ankömmlings, wies mit Nase, Pfote und Bräustorb den Weg nach seiner mit altem Flanell bedeckten Lagerstatt und breitete, mit Zahn und Fuß arbeitend, die Lappen über den Vogel, der seinerseits nicht die geringste Angst verrieth. Fast die ganze Nacht blieb der Hund, obwohl sein Gast mehrmals tüchtig schrie und mit den Flügeln schlug, in seinem Korb und der Freundschafstunne hält leither ungetrüb an, noch weiter belebt durch ein vierwöchiges Kaglein, das als drittes Mitglied des Bundes mit dem drohlichen Schwarzrod um die Wette auf dem Rücken Biterolf's luftwandelt. Der Ferkel vergilt diese Bemühung mit gut gemeinten Liebkosungen, wenn sie mit unter auch etwas dorb ausfallen, doch das gute Einvernehmen nicht weiter stören. Mit vorzüglicher Hochachtung, Dr. Phil. Fr. Raier.“

In San Antonio in Texas herrscht um das Schicksal des borigen Zeitungsberichterstatters Otto Präger, welcher am 3. April eine Fahrt mit dem Zweirad nach der Stadt Mexico angetreten hat, große Besorgniß. Nach einer gefährlichen Fahrt durch die Wüste von Coahuila und über die Sierra Mojada traf er am 16. Mai in der Stadt Durango ein und setzte nach dreitägiger Ruhe am 19. Mai die Fahrt nach dem dreihundert Meilen entfernten merikanischen Seehafen Mazatlan am Stillen Meere fort. Seitdem ist von ihm nichts mehr in Erfahrung gebracht worden und es wird befürchtet, daß er einer der dort zahlreich hausenden Räuberbanden in die Hände gefallen und beraubt und ermordet worden ist.

Die Katastrophe in Birkenberg.

Ueber die furchtbare Gruben-Katastrophe, welche sich am 1. d. Mts. in dem Silber-Bergwerk in Birkenberg ereignete, entnehmen wir der „Bohemia“ folgende Mittheilungen: Wenden wir unseren Blick der Lage der Unglücklichen zu. Langt man von Prag aus mit der Bahn in der alten Bergstadt Příbram an, so erhebt sich vom Bahnhofe rechts auf einer ziemlich steil ansteigenden Anhöhe das Städtchen Birkenberg, in welcher in nicht weiter Entfernung von einander der Anna-Schacht, der Franz-Joseph-Schacht, der Adalberts-Schacht liegen. In allen diesen Silberbergwerken sind an 5000 Bergleute beschäftigt, die theils in Příbram, theils in Birkenberg, theils in den Ortshäusern der Umgebung wohnen. Die Arbeit wird in sämtlichen Schächten in nach je acht Stunden wechselnden Schichten vorgenommen.

Gestern um 12 Uhr Mittags sind in die erwähnten vier Schächte im Ganzen 405 Arbeiter eingefahren. Vor der Einfahrt wurde, wie es in allen Bergwerken üblich ist, ein Vater Unser gebetet. Sodann wurde der Weg in die Tiefe angetreten. Der Marien-Schacht, der zweitiefste Schacht der Welt, ist 1135 Meter tief und besteht aus 31 Zonen. Die Arbeiter dieses Schachtes verspirten, als sie etwa zur zwanzigsten Zone kamen, einen Brandgeruch, adteten jedoch nicht darauf und „ließen“ immer tiefer. Der Brandgeruch wurde von Zone zu Zone intensiver. Nach der 25. Zone drang ihnen ein starker Qualm entgegen. Dies veranlaßte sie, langsame vorzuschreiten. Angeblich wollten sie die Einfahrt nicht da sie nicht im Geringsten ahnten, welcher Gefahr sie entgegen gingen. Kleine, unweiseliche Brände in den Schächten sind ihnen in ihrer Praxis bereits vorgekommen, und da solche Vorfälle in diesen Schächten niemals eine Katastrophe herbeigeführt haben, ließen die Arbeiter den emporkommenden Rauch unbeachtet.

Wenn die in der Tiefe befindlichen Bergleute von der ihnen drohenden Gefahr keine Ahnung hatten, konnten um so weniger die Beamten und jene Personen, die in den Etablissements der Schächte, bei den Maschinen arbeiteten, ahnen, wela eine entsetzliche Katastrophe eingetreten war. Erst um halb 2 Uhr Nachmittags wurde man des Unglücks gewahrt, von welchem die Arbeiter des Marienschachtes, die sich um 12 Uhr Mittags in die Tiefe begeben hatten, heimgefuht wurden. Ein dichter Qualm stieg aus dem Schachte empor. Man läutete sofort die Sturmglocke, die Bergwerksfeuerwehr war schnell zur Stelle, vier riesige Wasserstrahle wurden angelegt, und man sandte mächtige Wasserstrahlen in die Tiefe. Diese Lösungsarbeit blieb indeß ohne Erfolg. Je heftiger die Wasserstrahlen wurden, die sich in den Schacht ergoffen, desto intensiver wurde der Rauch, der demselben entstieg.

Die Bewohner von Birkenberg alten, durch die Rauchhüllen aufmerksam gemacht, herbei, die Bewohner von Příbram wurden ebenfalls alarmirt und in kurzer Zeit war der Platz vor dem Schachte von starken Menschenmassen angefüllt. Man sah jetzt die Größe der Gefahr und sann auf alle möglichen Mittel zu Rettung. Die erwähnten Schläuche hatten die Herren Bergath-Langer, Oberverwalter Cap, Berwalter Suchy und Obergeringieur Mayer angelegt. Das Feuer verbreitete sich mit solcher Schnelligkeit und hatte bereits eine solche Stärke erreicht, daß eine in den Schacht herabgelassene „Schale“, die zur Aufnahme in der Tiefe befindlicher Arbeiter dient, als sie emporgeworfen wurde, angebrannt war. Der aufsteigende Rauch beschränkte sich jetzt nur nicht mehr auf die Oeffnung des Marienschachtes, sondern aus dem Adalberts-Schachte drang ebenfalls ein starker Qualm empor. Aus letzterem Schachte hatte sich eine Anzahl von Arbeitern durch einen Stollen zum Annaschacht hindurch gearbeitet und gelangten in's Freie. Diese überbrachten die erste Nachricht aus der Tiefe. Sie erzählten, daß sie anfangs auf den Brandgeruch nicht geachtet hätten, daß schließlich aber die Atmosphäre eine unerträglich geworden sei und sie sich zur Flucht genöthigt sahen. Zugleich sprachen sie die Ansicht aus, daß eine große Zahl ihrer Genossen in dem Abgrunde dem Tod gefunden haben müsse. Es währte nicht lange, so stiegen auch Rauchwolken aus dem Franz-Joseph-Schachte und aus dem Anna-Schachte empor. Berg-Verwalter Grögler versuchte nun in den Franz-Joseph-Schachte einzudringen, um von hier aus die Rettungsarbeiten in Angriff zu nehmen. Er stieg mit zwei Zimmerbauern und zwei Steigern in die Oeffnung dieses Schachtes. Alle mußten jedoch, als sie zur etwa achten Zone hinabgefragten waren, in Folge des starken Qualmes zurückkehren. Inzwischen hatten sich aus dem Anna-Schachte weitere Partien Arbeiter glücklich herausgearbeitet. Die Letzten, welche sich von dort aus gerettet hatten, erlangten gegen 3 1/2 Uhr Nachmittags das Freie. Bald darauf wurden die ersten Leichen heraufbefördert. Die Arbeiter werden erst in Folge des eingestürzten Rauches, Man brachte die Leichen auf mit Strohbeflegten Wagen theils auf den Friedhof in Birkenberg.

Die Rettungsarbeiten haben neue Menschenopfer gefordert. Der Steiger Belcher erstirbte im Anna-Schachte, nachdem er zwölf Genossen das Leben gerettet hatte. In demselben Schachte ging der bei der Bergung von Leichen unthätige Adolf Scheffel, im Protostollen

der Oberbergschichtmann Bluditz, früher Zugführer im 11. Infanterie-Regiment, im Adalbert-Schachte Dubec und Lufsch zu Grunde. Lufsch's Familie gehört zu den durch die Katastrophe am schwersten betroffenen; er selbst starb während der Bergung von Leichen. Zwei seiner Brüder und sein Schwager erfüllten bei der Arbeit. Der Steiger Raich, einer der Muthigsten und Entschlossensten bei der Rettungsarbeit kam im Marienschachte um, es ist derselbe, der, als er sich verloren sah, rasch beim Scheine des Grubenlichts leghwillige Verfügungen in sein Notizbuch eintrug. Im Franz-Joseph-Schachte wurde der Bergmann Prata ausgeführt der vielen schrecklich zugerichteten Leichen: auf die man stieß, irrthümlich.

Unter denjenigen, welche am ersten Tage des Brandes zur Schicht gefahren waren und auf geradezu wunderbare Weise gerettet wurden, befindet sich der 50jährige Bergmann Soukup. Ein Genosse, der mit ihm an derselben Stelle arbeitete, flüchtete sich, als er den Brandgeruch spürte und kam nicht wieder zum Vorschein. Soukup aber wollte nicht „glauben“, daß der heranziehende Rauch und Brandgeruch eine ernste Gefahr bedeutete, sondern meinte, daß es eine vorübergehende Erscheinung sei, wie deren schon oft welche im Schachte vorgekommen. Er stellte aus den nahe zu Hand befindlichen Brettern rasch einen kleinen Verhagel her, um den Rauch abzuwehren und arbeitete in aller Ruhe und Gemüthsruhe seine Schicht weiter, bis seine Uhr 8 Uhr Abends wies, hierauf verließ er den Verhagel, um zum Fahrstuhl hinzugehen, allein auf halbem Wege traf er schon auf erstickenden Qualm. Nun ließ sich die schreckliche Situation nicht mehr verkennen. Er begann nun in den Kreuz- und Quergängen herumzutappen, und zwar mit geradezu bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und Geduld. Wie er härteren Qualm spürte, zog er sich sofort wieder an rauchfreie Stellen zurück. Stunden vergingen so, wo er von demselben rauchfreien Zentrum aus immer wieder vorzudringen suchte und immer wieder zurückdrückte. Endlich, nach nicht weniger als zwanzig Stunden, war aber auch hier der Rauch vorgebrungen und Soukup schwebte schier beuhtlos geworden in Todesgefahr, als er nun beim siebenten Horizont mit der letzten Kraft sich zum Hauptsticht hinschleppte und das Glockenzeichen gab. Als der wie durch ein Wunder Gerettete wieder an's Tageslicht kam, brach er vor Erschöpfung ohnmächtig zusammen. Seit seiner Rettung ist er förmlich irribfinnig, er sitzt in seiner Wohnung, die Hände vor das Gesicht geschlagen, wortlos, stumm und ist aus dem Schweißen nicht zu erwecken. Erwähnt sei, daß unter den Ungekommenen sich der jüdische Todtengräber befindet, der in seinen freien Stunden ebenfalls im Bergwerk arbeitete. Er hinterläßt eine Frau und fünf Kinder. Unter den Vermissten befinden sich fünf Hörer der Příbramer Bergakademie, Namens Popelka, Korcs, Scheffl, Werner und Gbala. Dieselben sind Montag Mittags eingefahren, um im Schachte praktische Uebungen vorzunehmen.

Unter Münzweien.

Am 2. April dieses Jahres waren es hundert Jahre, seit der Bundes-Kongreß der Ber. Staaten die Prägung einer einheitlichen Münze beschloß. Vorher waren verschiedene Münzen im Umlauf gewesen, von denen die meisten aus England stammten und den Kolonisten förmlich aufgedrängt worden waren. So hatte ein gewisser Wood eine Münze erfunden, welche aus einem Theil feinen Silbers, einem Theil Messing und einem Theil Kienruß bestand und von Georg I. für die amerikanischen Unterthanen bestimmt wurde. Außerdem befanden sich noch Kupfermünzen in den Kolonien in Circulation, welche in Birmingham, England, geprägt worden waren.

Das erste Geld, das auf amerikanischen Boden zur Herstellung gelangte, waren Münzen aus Messing, welche die Virginia Company im Jahre 1612 prägen ließ, als sie eine Kolonie auf den Bermuda Inseln errichtete. Das Geld zeigte auf einer Seite das Bild eines Schweinekopfes, weil die ersten Kolonisten auf diesen Inseln eine Unmasse Schweine vorfanden.

Im Jahre 1652 folgte die Massachusetts-Kolonie, welche in Boston ein eigenes Gebäude errichten ließ und dasselbe John Hull unterstellte, der sich unter Eid verpflichten mußte, jeden Schilling mit einem Gewicht von drei Pence Troy Weicht und die anderen Stücke im gleichen Verhältniß herzustellen, „so neere as you can.“ Als Bezahlung für jene Arbeit erhielt Hull je einen Schilling von 20, die er herstellte. Die Münzen zeigten auf der einen Seite einen Baum, und zwar zuerst einen Weidenbaum, dann eine Eiche und schließlich eine Nichte. Datum war auf allen 1652. Das Geschäft muß für Hull ein sehr erträgliches gewesen sein, denn als seine Tochter heirathete, gab er ihr als Mitgift ihr eigenes Gewicht in Silber.

Mann: „Man gut, ich befreite es auch!“
Frau: Es ist sonderbar, lieber Mann, daß Dein Kopfhair bereits grau geworden, während Dein Bart noch ganz schwarz ist.

Mann: Ja, mein Kopfhair ist auch um zwanzig Jahre älter.
Cyrus W. Field liegt in Irvington, N. Y., todtkraut darnieder. Er ist zu einem vollenständigen Stelet abgemagert.